

1. Einleitung: Überblick

1.0. Vorbemerkungen

In unserem Lesealltag stoßen wir auf Schritt und Tritt auf Übersetzungen. Ca. 15 % aller auf dem deutschen Buchmarkt produzierten Titel sind Übersetzungen, wobei - wenig überraschend - zwei Drittel aus dem Englischen stammen. Wir haben uns derartig daran gewöhnt, Übersetzungen zu benützen, dass wir sie kaum noch als besondere, höchst problematische Textsorte wahrnehmen. Auch Literaturwissenschaftler sind nicht dagegen gefeit, beim Lesen zu 'vergessen', dass sie eine Übersetzung vor sich haben. Nicht oft genug kann man daher darauf hinweisen, dass Übersetzungen oft erheblich von ihren Vorlagen abweichen und dass bei der Entstehung von Übersetzungen nicht nur Kalkül, sondern auch der Zufall eine große Rolle spielt.

Wenn Mark Twain die Zeilen aus dem *Struwwelpeter* „Er schlug die Stühl und Vögel tot, / Die Katzen litten große Not“ mit „He killed the birds, where'er he could / And catless made the neighborhood“ übersetzt, sind wir wahrscheinlich bereit, die Erfindung des Adjektivs *catless* als netten Einfall zu akzeptieren. Man könnte sogar argumentieren, dass die Formulierung mit dem 'katzenfreien Viertel' einen Gewinn an Originalität gegenüber den 'notleidenden' Katzen bei Hoffmann bedeutet, dennoch lässt sich die Differenz nicht leugnen: an die Stelle der larmoyanten und moralisierenden Feststellung der „Not“ der Katzen tritt eine geschliffene und die Situation ironisch beleuchtende Formulierung.

Was gemeint war, wenn die Gestalt von Übersetzungen oben als zufällig bezeichnet wurde, soll mit dem folgenden Beispiel verdeutlicht werden:

riverrun, past Eve and Adam's, from swerve of shore to bend of bay, brings us by a commodius vicus of recirculation back to Howth Castle and Environs.

Wenn wir ein Experiment veranstalteten, bei dem wir alle diese Textstelle übersetzten, so erhielten wir wohl viele verschiedene Versionen. Aber niemand würde wohl auf die folgende Lösung verfallen:

... Flußlaufs, vorbei an Adam und Eva, von KüstenKurven zur BuchtBiegung, führt uns durch einen kommodien Ouikuß der Rezierkuhlation zurück nach Haus Castell und Emccebung.

Der Übersetzer hat sich offenbar dafür entschieden, möglichst viel von der lautlichen Struktur des Originals wiederzugeben. *KüstenKurven* und *BuchtBiegung* bewahren die Alliterationen von *swerve* und *shore* bzw. *bend* und *bay*. *Kommodien* schmiegt sich *commodius* so eng wie möglich an und behält die eventuelle Assoziation mit 'Komödie' bei. Auch die Buchstabenfolge HCE, die immer wieder in den Text eingearbeiteten Initialen des viele Gestalten annehmenden Helden namens Humphrey Chimpden Earwicker, bleiben in *Haus Castell und Emccebung* erhalten. Andererseits geht einiges verloren, die Übersetzung entkonkretisiert manche Elemente der Vorlage: *Eve and Adam's* ist eine Kirche an der Liffey, dem Fluß, von dem hier die Rede ist, und auch in *Haus Castell* wird kaum jemand *Howth Castle* auf der gleichnamigen Dubliner Halbinsel erkennen. Der merkwürdige *Ouikuß* bewahrt lautlich die phonetisch implizierte Bedeutung (lat. vicus = Straße) und die wichtige Anspielung auf Giovanni Battista Vico, dessen Sprach- und Geschichtsphilosophie für das Buch Pate gestanden hat. 'Oui', als französisch 'ja' gelesen, und 'Kuß' lassen allerdings erotische Untertöne anklingen, die zwar einen permanenten Subtext des Originals bilden, von denen an

dieser Stelle in der Vorlage aber nichts zu 'hören' ist. Kreative Ausgestaltungen erlaubt sich der Übersetzer unübersehbar auch in *Rezierkuhlation* und *Emccebung* (wohl auf die berühmte Formel $E = mc^2$ verweisend).

Diese Eigenmächtigkeit kündigt sich schon im Titel der Übersetzung an, der lautet: *James Joyce: FINNEGANS WEHG. Kainnäh ÜbelSätzZung des Wehrkeß fun Schämes Scheuß* (von Dieter H. Stündel, erschienen 1993, es handelt sich um die erste vollständige Übersetzung des Spätwerks von James Joyce). *Finnegans Wake* kann als überdimensionales Sprachspiel bezeichnet werden, manchmal wurde es auch als Wiedergabe eines Traums interpretiert. Ein Übersetzer findet darin jedenfalls wenig an fester Bedeutung vor, er wird dadurch zu kreativen Lösungen angehalten. Das Beispiel mag einen extremen Fall darstellen, dennoch kann man daraus ableiten, dass Übersetzen, und insbesondere literarisches Übersetzen, sehr viel mit der Notwendigkeit, aus einer Vielzahl möglicher Bedeutungen auszuwählen, und daher mit Interpretation im Sinne von Auslegung, zu tun hat.

Auslassungen, Zusätze, Veränderungen aller erdenklichen Art sind in der Übersetzungsgeschichte allgegenwärtig. Niemand kann Übersetzer dazu zwingen, selbstlos in den Hintergrund zu treten und sich sklavisch an ihre Vorlagen zu halten. Neuerdings fordern Übersetzer und auch die Übersetzungstheorie eine bessere 'Sichtbarkeit' des Übersetzers. Das neue Selbstbewusstsein führt unter anderem auch zu einer neuen Sicht der Abweichungen vom Original. Die postkolonialistische Literaturtheorie postuliert bekanntlich das Umschreiben des westlichen Kanons. Davon ist auch das Übersetzen westlicher Klassiker betroffen, wobei die Grenze zur freien Bearbeitung fließend ist. Der brasilianische Autor **Haraldo de Campos**, Mitglied der Gruppe der *antropófagos*, übersetzte Goethes Faust unter dem Titel *Deus e o diabo no Fausto de Goethe* (Gott und der Teufel in Goethes Faust), wobei die Präsenz des Übersetzers schon im veränderten Titel anklingt. Übersetzen kann ein emanzipatorischer Akt sein. Das Konzept der Übersetzung als Um-Schreibung wurde deshalb auch von seiten der feministischen Übersetzungstheorie aufgenommen. Eingriffe in die Vorlagen werden hier empfohlen, besonders dort wo Texte patriarchalisches Gedankengut transportieren.

In langen Abschnitten der Übersetzungsgeschichte galt eine freie, den Erwartungen des Publikums entgegenkommende Übersetzungsweise als die Norm. Wir werden uns deshalb **(1)** mit der Geschichte der **theoretischen Äußerungen** über das Übersetzen befassen. Die jeweils dominanten Theorien des Übersetzens sind ein wichtiger Kontext, mit dessen Hilfe sich einzelne Übertragungen und ihre Intentionen besser beschreiben lassen. Nicht zufällig sind die Theorien meist aus der Praxis des Übersetzens heraus entstanden. Äußerungen zu Problemen des Übersetzens finden sich übrigens selten in eigenständigen Abhandlungen, sondern häufig in kurzen Aufsätzen, in Vorreden und Fußnoten zu Übersetzungen oder als Nebenbemerkungen in Briefen.

1.1. Von der Antike bis ins 18. Jahrhundert: Vorherrschen der freien Übersetzung

In der Zeit von der Antike bis ins 18. Jahrhundert sind explizite Theorien Mangelware. Die Übersetzung wird bestenfalls *en passant* erwähnt, sie stellte offensichtlich kein besonderes Problem dar. In der Antike galt Übersetzen als eine Vorübung für eigenes kreatives Schreiben, die den Stil schulte, oder als Möglichkeit, vor einem Publikum, das

ohnehin die Originale kannte, mit gelungener *imitatio* (Nachahmung) zu glänzen. Dieser Schlüsselbegriff impliziert keineswegs Treue zur Vorlage, sondern den souveränen Umgang und den schöpferischen Wettstreit (*aemulatio*) mit den Vorbildern. Die vereinzelt Bemerkungen der antiken Autoritäten deuten eher in Richtung freie Übersetzung. Diese Autoritäten sind vor allem **Cicero**, der in *De optimo genere oratorum*, der Vorrede zur Übersetzung zweier Reden griechischer Rhetoren, schrieb, dass er nicht Wort für Wort übertragen, sondern - ganz im Sinn der Rhetorik - das Augenmerk auf die sprachlichen Ausdrucksmittel und ihre Wirkung gelegt habe. Unklar ist aber, ob Cicero dabei wirklich an eine Maxime für das Übersetzen oder einfach an die Optimierung der Redepraxis gedacht hat. Gerne zitiert wird ferner **Horaz**, der in seiner *Ars poetica* (der Titel lautete eigentlich *Epistula ad Pisones*) schrieb: „Nec verbo verbum curabis reddere fidus / Interpres“. Die Bedeutung dieser Stelle ist ebenfalls alles andere als klar. Sie steht im Kontext von Ratschlägen für junge Dichter hinsichtlich des Umgangs mit bekannten Stoffen. Die Stelle kann mit „Und du wirst nicht danach trachten, ein Wort durch ein anderes wiederzugeben wie ein gewissenhafter Übersetzer“ übersetzt werden. Sie kann aber auch das Gegenteil bedeuten: „Und als gewissenhafter Übersetzer wirst du nicht danach trachten, ein Wort durch ein anderes wiederzugeben.“

Wie auch immer die Bemerkungen Ciceros und Horaz' tatsächlich gemeint gewesen sind, sie wurden meist als Empfehlung für das freie Übersetzen verstanden und besaßen Gewicht, solange die antiken Autoren als Autoritäten galten. Sogar Bibelübersetzer wie der Kirchenvater Hieronymus dachten nicht anders. Bekannt ist **Luthers** Polemik gegen die katholische Gelehrsamkeit in seinem *Sendbrief vom Dolmetschen* (1530), der in dieselbe Richtung weist:

Denn man muß nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wie man soll Deutsch reden, wie diese Esel [die katholischen Kritiker] tun, sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markt drum fragen, und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden, und darnach dolmetschen; da verstehen sie es denn und merken, daß man deutsch mit ihnen redet.

1.2. Herausbildung des Ideals der treuen Übersetzung; Terminologie

Natürlich gab es in all diesen Jahrhunderten Gegenstimmen und auch Gegenbeispiele von Übersetzungen, die sich eng an ihre Vorlagen hielten. Verbreitet war z. B. die Praxis, als Studienbehelf **Interlinearversionen** herzustellen, d. h. rohe Wort-für-Wort-Übersetzungen zwischen den Zeilen. Im Großen und Ganzen, und besonders im Bereich der Literatur, war der Umgang mit Originalen aber denkbar unbefangen und tendierte, wie gesagt, in Richtung freie Übersetzung. Erst im Verlauf des 18. Jahrhunderts bildet sich das Ideal der treuen Übersetzung heraus, erst in der Romantik setzt es sich allgemein durch. Das heißt andererseits auch wieder nicht, dass seither nur mehr treue Übersetzungen verfasst wurden. Aber die Geschichte der Übersetzung erhält durch diese Entwicklung eine Dynamik, mit der wir uns ausführlich beschäftigen werden. Dies ist auch der Grund, warum wir uns der Geschichte der Übersetzung erst im 18. Jahrhundert und nicht schon früher zuwenden. Eine Periodisierung in der Geschichte des Übersetzens ist zwar schwierig, da nur selten über längere Zeiträume hinweg Konsens in Theorie und Praxis herrschte, gerade über die genannte Schwelle im 18. Jahrhundert herrscht aber Einhelligkeit in der Übersetzungsforschung.

An dieser Stelle wollen wir uns kurz fragen, was ‘Treue’ beim Übersetzen bedeuten kann. Unter ‘treuer’ Übersetzung wird meist eine wörtliche Übertragung verstanden. Zum Unterschied von der Wort-für-Wort-Übersetzung (Interlinearversion), die keine Rücksicht auf die Grammatik und den Stil der Zielsprache nimmt, steht eine wörtliche Übersetzung in Einklang mit der Grammatik. Übersetzungstheoretiker wie Jiřy Levý betonen dagegen, dass in vielen Fällen eine nicht-wörtliche Übersetzung dem Original besser gerecht wird, also treuer ist, ja überhaupt erst zu einer Übersetzung führt, da Übersetzen per definitionem nach Äquivalenten in der Zielsprache suchen und nicht einfach eine Transkription geben bedeutet. Kompliziert wird die Unterscheidung zwischen ‘treu’ und ‘frei’ ferner dadurch, dass sich die Treue in der Regel nur auf einzelne Parameter des Textes bezieht, z. B. auf semantische, lautliche, metrische oder stilistische Qualitäten. Aus der Sicht des Übersetzers stellt sich das Problem so dar, dass er zunächst entscheiden muss, welche Komponenten des Ausgangstextes ihm als besonders wichtig erscheinen. Wenn diese Komponenten hierarchisch angeordnet werden, entsteht bereits ein - natürlich in den wenigsten Fällen explizites - Konzept für die Übersetzung. Die Übersetzung wird dann in den in der Hierarchie oben eingereihten Komponenten dem Original nahe kommen, in anderen Punkten stärker abweichen. Ganz allgemein stellen Treue und Freiheit also bestenfalls Absichtserklärungen von Theoretikern und Übersetzern bzw. aus der Praxis ableitbare Grundeinstellungen dar; keineswegs gibt es eine feststehende Grenze zwischen ‘treuer’ und ‘freier’ Übersetzung.

Festzuhalten ist, dass die Forderung nach ‘Treue’ gegenüber einem Text erst in der Schriftkultur entstehen konnte. Erst die Verschriftlichung ermöglicht und erfordert die genaue und isolierte Betrachtung einzelner sprachlicher Elemente. Sie sorgt für die Unabhängigkeit der ‘Botschaft’ von dem konkreten Kontext der mündlichen Mitteilung, der viele Unklarheiten beseitigt hatte, und verweist alle Fragen, da der Autor in der Regel nicht befragt werden kann, an den Text zurück. Die freie Übersetzungsweise wäre demnach eine Art Relikt aus den Zeiten der mündlichen Übermittlungskultur.

Der Unterscheidung von treuer und freier Übersetzung eng benachbart ist die Unterscheidung von **verfremdender** und **einbürgernder Übersetzung**. Die ‘Verfremdung’ betrifft nicht das Original, sondern sie wird den Lesern der Übersetzung zugemutet, etwa im Sinne der Versetzung in eine fremde Sprachwelt und Kultur. Die verfremdende Übersetzung ist daher mehr dem Ausgangstext verpflichtet, dem sie sich eng anschmiegt. Ein Beispiel dafür ist **Johann Heinrich Voss’** berühmte Übersetzung Homers, die oft die Grenzen der deutschen Grammatik überschreitet, etwa in der Zeile „Mir nicht ist’s anartend, zurückzubeben im Kampfe“ (*Ilias*, sechster Gesang). Fremdartig wirken auf den Leser auch die zahlreichen zusammengesetzten Adjektive wie *rosenfingrig*, *rossezähmend*, *hellumschient*, *meerdurchwandelnd*, *fischewimmelnd*, *hauptumlockt*, *schöngebordet* usw. Die einbürgernde Übersetzung ist dagegen insofern frei, als sie den Ausgangstext einbürgert und an die dem Publikum aus der Zielsprachenkultur vertrauten Normen, Gepflogenheiten und Verhältnisse anpasst. Streichungen, Zusätze und verschiedenste Änderungen, vor allem Glättungen im Sinne der stilistischen Verbesserung, sollen fremde Elemente weitgehend beseitigen und mögliche Verständnisschwierigkeiten aus dem Weg räumen. Idealtypisch wird die einbürgernde Übersetzung durch die so genannten **belles infidèles**, die ‘schönen untreuen’ Übersetzungen im Frankreich des 16., 17. und 18. Jahrhunderts, vertreten, die verfremdende Übersetzung durch die Übertragungen aus dem Umfeld der deutschen

Romantik. Weitgehend gleichbedeutend sind auch die von dem genannten Jirý Levý verwendeten Termini **illusionistische** und **antiillusionistische Übersetzung**. Denn klar ist, dass eine einbürgernde Übersetzung dazu neigt, den Leser vergessen zu lassen, dass er eine Übersetzung in Händen hält, während die verfremdende ständig implizit auf diesen Umstand hinweist.

1.3. Auswahl der Beispiele; Blütenlese von Übersetzungsfehlern; Sozialgeschichtliches

Die Beschäftigung mit den theoretischen Äußerungen zum Übersetzen soll nicht als Selbstzweck betrieben werden, sondern nicht zuletzt die daraus resultierenden Leitlinien für die Praxis rekonstruieren. Selbstverständlich werden wir uns ausgiebig mit (2) **Übersetzungsbeispielen** beschäftigen. In der Mehrzahl wird es sich um Übersetzungen handeln, die repräsentativ für bestimmte theoretische Tendenzen sind, einige können als ausgesprochen 'epochal' bezeichnet werden. Besonderes Augenmerk verdienen dabei - wie bei den theoretischen Äußerungen - innovative und bestimmte Trends einleitende Übertragungen. Natürlich werden wir versuchen, die Beispiele im Zusammenhang zu sehen und Entwicklungslinien nachzuzeichnen. Was die berücksichtigten Sprachen bzw. Literaturen betrifft, so werden vorwiegend Übersetzungen aus der englischen und französischen Literatur ins Deutsche berücksichtigt. Zum Vergleich werden Exkurse auf das Übersetzungswesen in England und Frankreich im 18. und 19. Jahrhundert eingehen. Eine solche Beschränkung ist problematisch, sie ist z. B. offensichtlich eurozentristisch; aus pragmatischer Sicht ist die Beschränkung auf die beiden geläufigsten Fremdsprachen aber nötig, auch bleiben dadurch die für die Analyse von Übersetzungen wichtigen kulturellen Kontexte einigermaßen fassbar.

Die Beispiele werden zum größeren Teil der **kanonisierten Literatur** entstammen. Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts expandierte der Buchmarkt aber stark, die Kulturindustrie nahm ihren Anfang. Übersetzt wurde fortan nicht mehr nur, weil ein bestimmtes fremdes Werk aus ästhetischen oder anderen, z. B. moralischen Gründen wichtig schien, sondern weil ein schnell wachsendes Publikum nach Lesestoffen in großer Menge verlangte. Die Qualität einer Übersetzung, geschweige denn der Grad ihrer Treue, spielt unter diesen Voraussetzungen eine untergeordnete Rolle, was zählt, ist die rasche Fertigstellung. Um ihren Abscheu vor diesen Erscheinungen zum Ausdruck zu bringen, prägten Kritiker die Metapher von den **'Übersetzungsfabriken'**. **Arno Schmidt**, ein guter Kenner der Romanliteratur des 19. Jahrhunderts, der sich selbst als Übersetzer aus dem Englischen betätigte, nahm die Gepflogenheiten der Übersetzer um 1850 aufs Korn. Die durchschnittliche Romanübersetzung dieser Jahre charakterisierte er als „im besten Fall ein ehrsam=hölzernes GesellenGestückel; meistens mühsam zu studierende Näherungen; zuweilen Gebilde, wie von Wahnsinnigen im kalten Fiebertraume geheckt“. Die von Schmidt zitierten Beispiele geben ihm recht: „at the stationer's [=Papierhändler] over the way“ - „wegen der Stationen auf dem Wege“; „You have hurt Yourself with that paper=cutter?“ - „Ihr habt Euch mit dem berühmten Advokaten überworfen?“; „her husband stirred the fire“ - „ihr Gatte stierte ins Feuer“ usw. Auch sei an jenen unglücklichen französischen Übersetzer erinnert, der den siebenten Vers von Goethes *Faust* („Heiße Magister, heiße Doktor gar“) missverstand, einen „Docteur Gar“ erfand und schrieb: „Je me nomme Magister et

le Docteur Gar“. Ein notorischer Schnitzer unterlief auch der berühmten **Madame de Staël** in den Proben aus dem *Faust* in ihrem Deutschlandbuch *De l'Allemagne*, wo sie *Schopf* - offenbar durch die Assoziation mit dem Verb 'schöpfen' - mit Brunnen verwechselte und „Es faßt mich kalt beim Schopfe“ mit „L'air est si froide près de la fontaine“ wiedergab.

Auch in Übersetzungen aus neuerer Zeit finden sich haarsträubende Fehler, und zwar nicht nur in trivialen Romanen, sondern auch in so manchem Klassiker. Eine Blütenlese aus erbärmlichen Übersetzungen stellte in den fünfziger Jahren Walter Widmer in seinem Buch *Fug und Unfug des Übersetzens* zusammen, in dem auch so namhafte Autoren bzw. Übersetzer wie **Heinrich Mann** aufscheinen. Mann, der in den Jahren nach der Jahrhundertwende als *der* deutsche Kenner der französischen Literatur galt, übersetzte unter anderem 1905 **Choderlos de Laclos'** *Les liaisons dangereuses* (1782). In dieser Übersetzung, die in revidierter Form noch immer herausgegeben wird, stößt man auf grobe und sinnstörende Missverständnisse. Im 57. Brief berichtet der Vicomte de Valmont der Marquise de Merteuil - wie so oft - über die Fortschritte bei seinen Kuppeleiversuchen. Danach wendet er sich direkt an sie:

Pendant que je disserte, vous faits mieux avec votre Chevalier. Cela me fait songer que vous m'avez promis une infidélité en ma faveur, j'en ai votre promesse par écrit et je ne veux pas en faire **un billet de la Châtre**.

Heinrich Mann übersetzt:

Während ich hier Abhandlungen schreibe, tun Sie etwas Besseres mit Ihrem Ritter. Das erinnert mich daran, daß Sie mir eine Untreue zu meinen Gunsten versprochen haben. Ich habe Ihr Versprechen schriftlich und wünsche nicht, daß ein **Patent als Eunuch** daraus wird.

La Châtre hat nichts mit 'châtrer' (kastrieren) zu tun, sondern ist der Name eines Liebhabers der Ninon de Lenclos, einer durch ihre Memoiren berühmt gewordenen Salondame des 17. Jahrhunderts. *La Châtre* hatte ihr ein schriftliches Heiratsversprechen gegeben, es aber nicht gehalten, ein *billet de la Châtre* ist daher ein leeres Versprechen, und in diesem Sinn hätte hier auch übersetzt werden müssen. In ihrer Unsinnigkeit liebenswürdig ist auch die folgende Stelle aus dem 81. Brief:

Überdies habe ich ihr Geheimnis, und noch besser: **als Opfer eines Liebeswahnsinns** war sie verloren, hätte ich sie nicht gerettet. Ihre Verwandten, **vor Ehre ganz stachlig wie Igel**, wollten nicht mehr und nicht weniger als sie einsperren lassen.

Das ist die Wiedergabe folgender Stelle:

De plus, j'ai son secret, et mieux encore; **victime d'une folie de l'amour**, elle était perdue si je ne l'eusse sauvée. Ses parents, **tout hérissés d'honneur**, ne voulaient pas moins que la faire enfermer.

Das bedeutet etwa:

Außerdem kenne ich ihr Geheimnis, ja, ich habe noch einen besseren Trumpf: als sie die Folgen eines Fehltritts spürte, den sie in kopfloser Liebe begangen hatte, wäre sie verloren gewesen, wenn ich sie nicht gerettet hätte. Ihre Eltern, die voll Ehrgefühl waren (oder wörtlich: angestachelt von Ehrgefühl), wollten sie kurzerhand einsperren lassen.

Dem 79. Brief ist die folgende Passage entnommen: „Ihr Liebhaber teilte mit ihr die Ehre und hatte gut davon bei seinen neuen Gebieterinnen.“ Im Original liest man an dieser Stelle: „Son amant en partageait l'honneur, et en profita auprès de ses nouvelles maîtresses.“ Richtig müsste die Übersetzung also etwa lauten: „Ihr Liebhaber hatte teil an dieser Ehre und wußte sich diesen Umstand bei seinen neuen Geliebten zunutze zu machen.“ – Keinen Vergleich mit den Originalstellen erfordern die folgenden Stilblüten: „Ein mir bekannter Herr hatte sich, wie Sie, in eine Frau verwickelt, die ihm wenig Ehre machte.“ - „Diese Wahrheiten werden Sie wohl nicht leugnen, sie sind vor Augenscheinlichkeit schon gemein.“

Übersetzungsfehler sind manchmal auf individuelle Mängel hinsichtlich der Sprachkompetenz oder der Kenntnis kultureller Kontexte zurückzuführen, häufig sind sie aber strukturell bedingt, d. h. sie resultieren aus den Bedingungen, unter denen die Übersetzer arbeiten. Wir werden daher auch (3) die **sozialgeschichtlichen Rahmenbedingungen des Übersetzens** erörtern. Im Besonderen gilt es neben der Herkunft und sozialen Lage der Übersetzer die Entwicklung des internationalen Urheberrechts einzubeziehen, das dem Originalautor erst relativ spät das Recht zur Vergabe von Übersetzungen zusicherte und so die Konkurrenz mehrerer Übersetzungen desselben Werks unterband. Nicht zu vergessen ist ferner die Zensur, die auch bei Übersetzungen wirksam wurde und für Textabweichungen, vor allem Auslassungen, sorgte, die nicht dem Übersetzer angelastet werden dürfen.

Zusammengefasst werden wir also Übersetzungsbeispiele vor dem Hintergrund von relevanten theoretischen Äußerungen betrachten und dabei auch auf die sozialgeschichtlichen Rahmenbedingungen ausgreifen. Darüber hinaus seien einleitend noch einige Aspekte einer Geschichte der literarischen Übersetzung erwähnt, mit denen wir uns nicht oder nur am Rande befassen werden.

1.4. Die Funktion von Übersetzungen

Die Übersetzungsgeschichte wirft die Frage auf, warum einzelne Werke übersetzt werden, also die Frage nach der Funktion von Übersetzungen für die aufnehmende Literatur. Literarische Übersetzungen stammen sehr oft von Autoren, die den Durchbruch noch nicht geschafft haben, eine kreative Pause einlegen oder sich aus besonderem Interesse an einem Text übersetzerisch betätigen. Das Übersetzen kann - wie schon in der Antike - eher Übungszwecken dienen, es kann aber auch 'literaturpolitische' Ziele verfolgen. Da das Übersetzen eine der intensivsten Formen der Auseinandersetzung mit einem Text darstellt, hinterlässt es bisweilen Spuren in der eigenen Produktion. Aber auch wenn ein Autor nicht selbst übersetzt hat, werden die stofflichen Anregungen und stilistischen Anleihen, mit denen sich die Einflussforschung beschäftigt, in der Regel durch Übersetzungen vermittelt. Übersetzungen können somit auf ihre Funktion als Bindeglieder zwischen den Literaturen im Hinblick auf allfällige Einflüsse untersucht werden.

Die Funktionsfrage lässt sich ebenso auf der Ebene der Rezeption bestimmter Nationalliteraturen stellen. Mögliche Fragen in diesem Zusammenhang lauten: Welche Rolle spielen Übersetzungen für das System der aufnehmenden Literatur? Gibt es 'offene' Literaturen, in die sehr häufig übersetzt wird, z. B. die deutsche, und andererseits relativ 'geschlossene' wie zumindest phasenweise die französische? Woher kommt diese Aufgeschlossenheit bzw. Selbstgenügsamkeit, die natürlich von Epoche zu Epoche differiert? Lässt sich Übersetzungsfreudigkeit als Zeichen der 'Schwäche', Abschließung als Zeichen der Stabilität einer Literatur bzw. Kultur interpretieren? Inwiefern spiegelt die Entscheidung für Übersetzungen also die Machtverhältnisse zwischen einzelnen Literaturen? Übersetzen gefestigte, 'selbstbewusste' Literaturen eher frei, 'offene' eher treu? Werden Übersetzungen automatisch Teil des aufnehmenden Literatursystems oder sollte man eher davon ausgehen, dass sie ein eigenes, vermittelndes System bzw. Feld zwischen zwei Nationalliteraturen bilden? Helfen Übersetzungen einem Mangel an literarischer Eigenproduktion ab, etwa auf dem

Gebiet einer bestimmten Gattung? Ist die Übersetzung also so etwas wie ein Motor der literarischen Evolution? Zu fragen wäre ferner nach dem Verhältnis verschiedener Übersetzungen einer Vorlage zueinander, inwiefern sie aufeinander aufbauen oder bewusst von den Vorgängern abweichen. Auf der Ebene der Weltliteratur wäre schließlich zu fragen, inwiefern Übersetzungen den Weg zur Kanonisierung eines Werkes ebnen.

Bei allen diesen Fragen und Überlegungen ist nicht zu vergessen, dass der Austausch zwischen Literaturen nicht als rein innerästhetische Angelegenheit betrachtet werden kann, sondern auch auf dieser Ebene politische, sozialgeschichtliche und juristische Faktoren, z. B. das Urheberrecht, einwirken. Die angeschnittenen Fragen überschreiten den engeren Rahmen einer Geschichte der literarischen Übersetzung. Immerhin aber werden wir immer wieder auf Beispiele für die stimulierende Wirkung einzelner Übersetzungen für das aufnehmende literarische System hinweisen. Unbestritten sind etwa die Bedeutung Miltons und Shakespeares für die Entwicklung der deutschen Literatur vom Rationalismus bis zur Romantik oder die Schrittmacherdienste des englischen und französischen realistischen Romans des 19. Jahrhunderts für ähnliche Entwicklungen in Deutschland.

1.5. Standpunkte zur Frage: Ist Übersetzen überhaupt möglich?

Nur kurz befassen können wir uns ferner mit grundsätzlichen Problemen des Übersetzens. Die grundlegende Frage schlechthin lautet, ob Übersetzen überhaupt möglich ist. Wie man diese Frage, die vor allem die Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie beschäftigt, beantwortet, hängt davon ab, ob man Sprachen als durchlässig oder als monadisch einschätzt. Die beiden Sprachforscher **Edward Sapir** und **Benjamin Lee Whorf** sind durch ihre Untersuchungen außereuropäischer Sprachen, besonders jener der Hopi-Indianer, berühmt geworden. Der Vergleich der Hopi-Sprache mit dem Englischen ergab eine weitgehende gedankliche Inkompatibilität zwischen diesen beiden Sprachen, sie beruhen auf gänzlich verschiedenen Weltbildern. Die daraus resultierende skeptische Einschätzung der Möglichkeit zu übersetzen wird als Sapir-Whorf-Hypothese bezeichnet. Philosophische Basis des Befunds einer unüberbrückbaren Kluft zwischen den Sprachen ist die Annahme, dass keine objektive Wirklichkeit an sich existiert, sondern die Sprachen verschiedene Weltbilder hervorbringen. Die Existenz von außersprachlichen, a priori gegebenen begrifflichen Kategorien, die Brücken zwischen den Sprachen herstellen könnten, wird von den Anhängern der Sapir-Whorf-Hypothese geleugnet. Sogar so fundamentale und universale Kategorien wie Raum und Zeit können ganz unterschiedlich konzeptualisiert werden, man vergleiche nur die voneinander abweichenden Zeitformen in den verschiedenen Sprachen. Ferner wird die Wirklichkeit in den einzelnen Sprachen offensichtlich unterschiedlich segmentiert. Ein immer wieder zitiertes Beispiel dafür sind die Farbwörter, die das kontinuierliche Farbenspektrum auf verschiedene Weise unterteilen. Selbst dort, wo einzelne Wörter aus verschiedenen Sprachen einander zu entsprechen scheinen, macht sich das Phänomen der Konnotation, der kulturell determinierten Sonderbedeutung bzw. einer bestimmten ideologischen Färbung, beim Übersetzen unliebsam bemerkbar. Man betrachte nur Wörter wie 'gentleman' oder 'fairness', 'patrie' oder 'charme', 'Weltschmerz', 'Heimat' oder 'Gemütlichkeit'. Es ist

kein Zufall, dass solche Wörter meist unübersetzt bleiben und als Fremdwörter übernommen werden. Gerade in der Literatur spielen semantische Nuancen eine wichtige Rolle. Lang ist daher die Liste der Wortmeldungen, die sich skeptisch hinsichtlich der Möglichkeit literarischer Übersetzung aussprechen. **Ortega y Gasset** beispielsweise kommt in seinem oft zitierten Essay mit dem Titel *Miseria y esplendor de la traducción* (1937) zum Schluss, dass das Übersetzen ein „hoffnungslos-utopisches Bemühen“ sei. **Vladimir Nabokov** hat seine Skepsis gegen das Übersetzen u. a. in einem Gedicht mit dem Titel *On Translating „Eugene Onegin“* zum Ausdruck gebracht:

What is translation? On a platter
A poet's pale and glaring head,
A parrot's screech, a monkey's chatter,
And profanation of the dead.

Bei aller logischen Stringenz des **Standpunkts der Unüberbrückbarkeit**, der Kluft zwischen den Sprachen, die inkompatible Weltbilder mit sich bringen, sollte man nicht vergessen, dass man damit dazu neigt, Sprecher bzw. Schreiber in der Gruppe derjenigen, die die gleiche Sprache verwenden, gewissermaßen einzusperren. Der These von der eigentümlichen und unverwechselbaren Denkweise der Völker und entsprechenden problematischen Folgerungen werden wir etwa bei Herder begegnen.

Der Gegenstandspunkt zur These von der Unüberbrückbarkeit stützt sich auf Universalien. Verfechter eines **universalistischen Sprachbegriffs** weisen gerne auf die funktionierende Verständigung über Sprachbarrieren hinweg hin. Außerdem sei die Bindung an eine einzige Sprache keine Notwendigkeit; zweisprachig aufgewachsene Menschen wechseln mühelos die Sprache, denken sie ab diesem Moment aber auch wirklich anders? Dagegen könnte man allerdings fragen, ob sie 'sich', d. h. ihre Gedanken und Texte, eben so mühelos von einer in die andere Sprache übertragen können. Zwar könne man einzigartige und daher unvergleichbare Elemente in den Sprachen hervorkehren, ebenso aber auch semantische und syntaktische Übereinstimmungen. Als Beispiele für Universalien werden z. B. die Trias der Personalpronomina Ich - Du - Er/Sie, die Unterscheidung von Subjekt, Objekt und Verb oder semantische Dichotomien wie weiß - schwarz, die in allen Sprachen anzutreffen sind, genannt. Den Beispielen von einzelnen Wörtern, die wegen ihrer Konnotationen schwer übersetzbar sind, können viele monosemische Wörter und Phrasen gegenüber gestellt werden, bei denen man keine Unterschiede finden kann. Wodurch unterscheiden sich z. B. die Ausdrücke „depuis trente ans“ und „seit dreißig Jahren“? Skeptikern räumen die Vertreter des universalistischen Standpunkts überdies ein, dass vielleicht die Bedeutung solcher Ausdrücke nicht identisch sei, dass aber zumindest volle Äquivalenz, d. h. Gleichwertigkeit, zwischen ihnen bestehe.

1.6. Der Zugang der Übersetzungswissenschaft

Auf den zuletzt vorgeführten Standpunkt des Universalismus stellt sich naturgemäß die Übersetzungswissenschaft. Die Übersetzungswissenschaft ist pragmatisch ausgerichtet, anwendungs- und problemorientiert, bezeichnet sie doch einer ihrer führenden Vertreter, nämlich Wolfram Wilss, als „handlungssteuernde Hilfswissenschaft“. Zum Unterschied von der **deskriptiven Übersetzungsforschung** (oder Übersetzungskritik), mit der wir es in dieser Vorlesung zu tun haben werden, ist die

Übersetzungswissenschaft überwiegend **präskriptiv** ausgerichtet: sie möchte Anleitungen geben und vermitteln, wie man beim Übersetzen optimale Ergebnisse erzielt. Die Übersetzungswissenschaft unterlegt jedem Text einen bestimmten Sinn bzw. eine Botschaft, der bzw. die auf die bestmögliche Weise in der Zielsprache wiedergegeben werden soll. Ein Schlüsselbegriff ist dabei die **Äquivalenz**, manchmal mit dem Zusatz 'funktionale' Äquivalenz versehen. Es kommt der Übersetzungswissenschaft nicht so sehr auf die identische Bedeutung von Wörtern oder Phrasen in der Zielsprache an, als auf die Gleichwertigkeit, auf den ähnlichen Stellenwert im Sprachsystem. Judith Macheiner, Verfasserin des Buches *Übersetzen. Ein Vademecum* (1995), spricht z. B. von der Wiedergabe des *Ziels* des Sprechaktes als oberster Aufgabe der Übersetzung. Das verbindende tertium comparationis zwischen zwei Ausdrücken in verschiedenen Sprachen sei das mit ihnen 'Gemeinte'. Kritiker wenden an dieser Stelle ein, dass ein solches Modell nur im Fall standardisierter Denk- und Ausdrucksmuster zutrifft. Wenn sich trotz aller Anstrengungen im Detail keine Übereinstimmung erzielen lässt, beruft sich die Übersetzungswissenschaft gerne auf größere Einheiten wie den Satz, die Passage oder das Textganze, deren Sinn trotz Abweichungen im Detail durch Umverteilung von Bedeutungen erhalten bleiben kann. Dieses Ziel soll durch kompensatorisches Übersetzen erreicht werden, d. h. ein Bedeutungsaspekt, der an einer Stelle verloren geht, wird an einer anderen hinzugefügt und so gewissermaßen nachgeholt ('kompensiert').

Man sieht, die Übersetzungswissenschaft geht davon aus, dass der Inhalt von der Form ohne große Verluste ablösbar ist und daher mit anderen sprachlichen Mitteln rekonstruiert werden kann. Alle Nachfragen, ob es denn logisch möglich sei, dass der Inhalt bei der Wiedergabe durch andere Wörter und Formulierungen gleich bleibe, bezeichnet z. B. Judith Macheiner kurzerhand als „Haarspalterei“. Dazu ist zu bemerken, dass die Übersetzungswissenschaft ihre Rezepte und Lösungen für Übersetzungsprobleme überwiegend an so genannten Gebrauchstexten, nicht aber an Literatur demonstriert. Im Falle literarischer Texte ist die Annahme eines eindeutigen und statischen Sinns problematisch; die übersetzungswissenschaftlichen Rezepte nehmen wenig Rücksicht auf die prinzipielle Mehrdeutigkeit literarischer Texte und ihre historische Dimension, d. h. die Entfaltung des Sinns im Verlauf der Geschichte ihrer Rezeption.

1.7. Besonderheiten der literarischen Übersetzung

Häufig wird Literatur von der Übersetzungswissenschaft als problematischer Sonderfall registriert und ausgeklammert. Tatsächlich kann bei Gebrauchstexten leichter festgestellt werden, ob die Botschaft richtig 'ankommt' oder nicht. Das beste Beispiel dafür ist die Gebrauchsanweisung. Wenn es uns gelingt, mit ihrer Hilfe die angesprochenen Teile und Bedienungselemente zu identifizieren und das Gerät schließlich wunschgemäß funktioniert, kann man die Übersetzung als gelungen betrachten. Etwas anders liegen die Dinge schon bei der Textsorte Speisekarte. Denn bei Speisen wie „Zick-Zack mit Chinatown“ (© China Restaurant Freundschaft) oder „Gebratene Ente mit komischem Geschmack“ (© China-Restaurant Jade Wald) nützt auch die reichste Phantasie wenig, hier hilft nur Ausprobieren und allenfalls die Reklamation, falls der Geschmack allzu 'komisch' war. Mit der Speisekarte nähern wir

uns bereits den Problemen der Literatur, besonders der modernen, bei der der Referent für die sprachlichen Zeichen nicht unmittelbar erkennbar ist. Die Texte der Moderne bieten daher auch die größten Probleme bei der Übersetzung. Wie wir sehen werden, tauchten bereits im Laufe des 18. Jahrhunderts und dann in der Romantik Zweifel an der Übersetzbarkeit literarischer Texte auf, und zwar am Beispiel von Miltons *Paradise Lost*, von Shakespeares Stücken oder von Romanen Laurence Sternes.

Einer der wenigen Übersetzungswissenschaftler, der auf die spezifischen Probleme der literarischen Übersetzung eingeht, ist **Jiřý Levý** (*Die literarische Übersetzung*, tschech. 1963, übers. 1969). In seinem **Modell der literarischen Übersetzung** unterscheidet er folgende Schritte im Verarbeitungsprozess von der Entstehung des Originals bis zur Lektüre einer Übersetzung: Wirklichkeit - / Auswahl - Formulierung durch den Autor - / fremdsprachiger Text - / Lektüre - Übertragung durch den Übersetzer - / Text in der Sprache des Übersetzers - / Lektüre - Konkretisierung durch den Leser. Die Entstehung des Originals und die Konkretisierung durch den Leser brauchen uns hier nicht weiter zu beschäftigen. Greifen wir nur die Glieder der Kommunikationskette vom fremdsprachlichen Text bis zum Text in der Sprache des Lesers heraus (heute haben sich dafür die Termini Ausgangs- und Zielsprache eingebürgert). Was im Modell als Lektüre und Übertragung durch den Übersetzer bezeichnet wird, zerlegt Levý in seinen Erläuterungen in

a) das Erfassen der im Werk interpretierten Wirklichkeit im Sinne von Entzifferung der Wortbedeutungen im Verlauf einer ersten Lektüre;

b) die Interpretation des Werks, d. h. die Suche nach seinem Sinn; und

c) die Umsetzung, d. h. die Versprachlichung des herauspräparierten Sinnes, die Einkleidung in eine andere Sprachform. Bei der Umsetzung ist auch nach Levý nicht die Nähe zum Original im Sinn von wörtlicher Treue anzustreben, sondern die Äquivalenz des Ausdrucks im zielsprachlichen System. Der Übersetzer sei gezwungen, in einen in der Zielsprache bereits bestehenden Stil zu übersetzen, um nicht hinter den ästhetischen Wert des Originals zurückzufallen. Levý tendiert also in seinen Ratschlägen, wie übrigens noch Judith Macheiner in ihrem Buch, in Richtung schöne untreue oder zumindest *schöne* treue Übersetzung.

1.8. Übersetzung und Interpretation

Wichtig ist Levýs nachdrücklicher Hinweis darauf, dass jedes (literarische) Übersetzen **Interpretation** voraussetzt, d. h. eine Auswahl aus den möglichen Bedeutungen des Originals. Bei den Anstrengungen, den Text zu verstehen, werden die Weichen für die folgende Umsetzung gestellt. Daher unterliegt der Übersetzer denselben Voraussetzungen wie jeder Leser oder Interpret eines Textes. Dies hat schon der Philosoph **Hans Georg Gadamer** in seinem Buch *Wahrheit und Methode* (1960) festgestellt: „Die Lage des Übersetzers und des Interpreten ist [...] im Grunde die gleiche.“ Man kann die Gleichung sogar umkehren und in der Übersetzung das Schema jedes Verstehensaktes und die Voraussetzung jeglicher Kommunikation sehen. Denn was heißt Interpretieren? Ganz allgemein etwa: „mit Bedeutung belegen“.

Der Strukturalist **Roman Jakobson** (*On Linguistic Aspects of Translation*, 1959) versteht unter der Bedeutung eines sprachlichen Zeichens nicht irgendeinen Referenten, z. B. ein Objekt, sondern eine Übersetzung in ein anderes Zeichen, und zwar in ein

Zeichen, in dem die Bedeutung stärker ausgeprägt ist („more fully developed“; diese Definition ist angelehnt an den Semiotiker Peirce). Auch im Sprachunterricht wird die Bedeutung eines Worts durch andere Wörter erklärt, deren Bedeutung wieder nur durch andere Wörter erklärt werden kann. Zur Veranschaulichung vergleiche man die Auskünfte, die uns Wörterbücher geben; zu denken ist hier zunächst an einsprachige Wörterbücher, die den Benutzer tatsächlich im Kreis umherschicken, von einer Erklärung zur nächsten. Und wenn Sie sich fragen, was Jakobson mit seinen Sätzen eigentlich meint, können sie seine Aussage nur mit immer anderen Worten paraphrasieren, umschreiben, umkreisen, eben übersetzen, um sie klarer zu machen, vielleicht aber auch, um sie zu verfälschen.

Wenn man Jakobson und den Strukturalisten folgt, gibt es ohne Übersetzung keine Bedeutungsgebung. Jede Definition, jede Erklärung ist im Grunde Übersetzung. Da sich die Bedeutung von Wörtern - auch von scheinbaren Synonymen - nie völlig deckt, treten beim Übersetzen immer Verluste durch Verschiebungen der Bedeutung auf. Die radikale Konsequenz aus dem strukturalistischen Ansatz hat der Dekonstruktivist **Jacques Derrida** gezogen (*Des Tours de Babel*, 1985), wenn er den Sinn von Texten, also auch von zu übersetzenden Texten, als nicht fassbar und nie präsent, sondern als immer nur aufgeschoben, auf andere Signifikanten (Wörter) abgeschoben, beschreibt. Auch für Derrida ist Übersetzen keine spezielle, sondern die ursprüngliche und einzige Form der Suche nach dem Sinn von Texten, wobei der Akzent auf der Suche, und nicht auf dem Finden liegt. Wenn die Dekonstruktion ferner den Autor als den Sinn garantierende Instanz demontiert, nimmt sie der Vorlage einer Übersetzung endgültig jeden Anspruch auf eine bestimmte feststehende Bedeutung. Wenn schon das Original keine zu fixierende Bedeutung besitzt, kann eine Übersetzung immer nur vorläufige Annäherung bedeuten.

Wie oben festgestellt, ist Interpretation Voraussetzung der Übersetzung. Nach den Erkenntnissen der **Hermeneutik**, der Lehre vom Verstehen, ist der Übersetzer jedenfalls keine Insel. Er ist vielmehr eingebunden in die Prozesse der allgemeinen Rezeption des Werkes, das er übersetzt, abhängig von kritischen Äußerungen, Kommentaren, anderen Interpretationen und Informationen sowie allfälligen bereits bestehenden Übersetzungen. Die Rezeption eines Werks variiert, weil es mit jeweils anderen, neuen Kontexten in Beziehung gesetzt wird. Diese Kontexte können aus der Umgebung des Originals stammen - dies gilt vor allem für Versuche treuer, historisierender Übersetzung - oder aus der Umgebung des Interpreten. Da so gut wie alle Lebensbereiche, aber auch andere Texte als Kontext in Frage kommen, ist der Interpretationsspielraum theoretisch unendlich. Mit welchen Kriterien sollte man also eine bestimmte Lesart als falsch verurteilen? Wir werden uns daher weniger mit Fragen der Bewertung beschäftigen, als mit der Deskription dessen, was Übersetzer in der Geschichte mit ihren Vorlagen angestellt haben.

1.9. Übersetzung als Form der Intertextualität

Eine rein deskriptive Position nimmt auch ein neuerer literaturwissenschaftlicher Zugang zur Übersetzung ein, nämlich die Theorie der Intertextualität. Die Verfechter dieses Konzepts betrachten Übersetzungen als Rezeption von Literatur in Form von Literatur, als eine Form des Um-Schreibens, der Bearbeitung eines Prätexts, in unserem

Fall der Übersetzungsvorlage. Wie weit sich das Ergebnis der Bearbeitung vom Prätext entfernt, spielt keine Rolle; keinesfalls wird eine Wiedergabe im Maßstab 1:1 erwartet, das Ideal der Treue und die Suche nach 'Fehlern' sind hinfällig, ein gewisses Spannungsverhältnis zum Prätext wird vorausgesetzt. Treue und freie Übersetzungen gelten als prinzipiell gleichrangige Reaktionen auf das Original. **Werner von Koppenfels** bemerkt dazu:

Er [der Kritiker] wird in der freieren ebenso wie in der stärker wörtlichen Version den Durchdringungsprozeß zweier Texte und ihrer Kontexte beobachten und analysieren, dabei den historisch begründeten Normwechsel bedenken und die intertextuelle Verwandtschaft der einander angeblich ausschließenden Positionen im Blickfeld behalten.

Aus der Sicht der Intertextualität verschwimmen in der Übersetzung die 'dienende' Funktion der Bereitstellung von Verständnishilfen und das Bestreben des Übersetzers, selbst schöpferisch aktiv zu werden. Die Analyse von Übersetzungen soll sich daher auf die dialogische Leistung konzentrieren, nämlich auf den Dialog mit dem Prätext, der zwangsweise zu Abweichungen und Gegenentwürfen führt. Über die freien Übersetzungen schreibt Koppenfels:

Wo der Übersetzer exemplarischer Texte seine eigenpoetische Leistung so sehr betont, muß der Anverwandlungsprozeß eine besonders spannungsreiche Auseinandersetzung mit der Vorlage bedeuten. Die Gültigkeit des Prätextes erweist sich in seiner Wandlungsfähigkeit, die Assimilationskunst des Übersetzers und seiner Gesellschaft an der Konsequenz des Kostümwechsels, die die charakterliche Beständigkeit des Autors im modernen Stilgewand nur umso frappierender hervortreten läßt.

Auch die treue, sich dem Original anschmiegende Übersetzung erfüllt aus der Perspektive der Intertextualität nicht rein dienende Funktion, sondern nimmt sich die Freiheit zu kühnen Formulierungen und poetischen Lizenzen, die im Original fehlen; indem sie für Verfremdungen und sprachliche 'Schocks' sorgt, ist sie auf eine andere Weise frei: „Die aufscheinende Sprachfremdheit drückt nicht nur die letztliche Unassimilierbarkeit der Fremdstruktur aus, sondern auch die Mühsal, Mangelhaftigkeit und Ausdrucksintensität einer hochgespannten Verständigungsanstrengung.“

Übersetzung als Verständnis- und Verständigungsanstrengung mit ungewissem Ausgang, das ist ein mögliches vorläufiges Résumé der Problematik. Wesentlich scheint beim literarischen Übersetzen der Weg, der Versuch, nicht so sehr das Gelingen. In diesem Sinn hat sich auch **Salman Rushdie** geäußert, der die Übersetzung als Lebensform und sich selbst als einen 'Übersetzten' betrachtet: „Having been borne across the world, we are translated men. It is normally supposed that something always gets lost in translation; I cling obstinately to the notion that something can also be gained.“ Was kann gewonnen werden? Die Erfahrung der Differenz, des Anderen, die Erfahrung von Widersprüchen, Konflikten, Grenzen und produktiver Verunsicherung. Übersetzung ist hier eine Chiffre für die Verstehensarbeit, die immer dann nötig ist, wenn wir Neues verarbeiten und in vorhandene Horizonte einzufügen versuchen.